

Schick sie fort, denn sie schreit hinter uns her!

Leserbrief zu einem Artikel von Heinz Josef Fabry

Im „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ (8/2020) veröffentlichte der emeritierte Bonner Professor für die Einleitung in das Alte Testament und die Geschichte Israels, Heinz Josef Fabry, den Artikel „Schick sie fort, denn sie schreit hinter uns her! – Predigt zu Mt 15,21-28“. Darin erzählte er von seiner Diskussion mit einem deutschen Bischof bei einem gemeinsamen Kaffeetrinken mit einem guten Stück Erdbeertorte. Im Gespräch ging es um die allgegenwärtige Kritik an der Reformunwilligkeit oder -unfähigkeit der Kirche, und der Bischof rief aus: „Sollen doch alle, die in unerträglicher Weise an unserer Kirche herumrörgeln, sollen sie doch gehen! Bei den Protestanten finden sie alles das, was sie suchen!“ Diese Anekdote ist der Aufhänger für seine Predigt über das Evangelium von der Begegnung Jesu mit der lautstarken kanaänischen Frau. Fabry führt aus, dass im Evangelium eine „lernende Kirche“ sichtbar wird, an deren Anfang ein „lernender Jesus“ steht, der seine frohe Botschaft über die Grenzen des auserwählten Volkes hinaus auch den Heiden verkündet: „Wie groß waren ... einst die Geburtsschmerzen der Kirche, wie schwerwiegend waren die Entscheidungen, auch über die Grenzen des Gewohnten hinaus neue Seelen zu gewinnen! Selbst Jesus musste das lernen und er hat es gelernt – von einer Frau! Zu dieser Dynamik des Lernens müssen wir wieder zurück!“

In der Ausgabe 10/2020 veröffentliche das Pastoralblatt meinen Leserbrief:

Mit großem Gewinn las ich die Predigt von Heinz Josef Fabry „Schick sie fort, denn sie schreit hinter uns her!“ zum 20. Sonntag im Jahreskreis. Es ist schön zu erfahren, dass sich auch bischöfliche Herzen zu ganz menschlich-katholischen Stoßseufzern hinreißen lassen. Zumal ich den Eindruck gewinne, dass unsere deutschen Oberhirten heute manchmal der Versuchung nicht widerstehen können, sich selbst an die Spitze der Bewegung derer zu setzen, „die in

unerträglicher Weise an unserer Kirche herumrörgeln.“

Doch möchte ich die Frage aufwerfen, ob die „syrophönizische Griechin“ bzw. die „Kanaanäerin“, mithin die heidnische Frau aus dem Evangelium, eigentlich den passenden Vergleich für die bischöfliche Auslassung über die Kirchenkritiker bildet.

Zunächst einmal meint der Bischof ja unsere eigenen Leute, deutsche Katholiken, die ihr Heil (bzw. das, was sie suchen) bei den Protestanten finden sollen. Er spricht nicht von Fremden, Menschen anderer Kulturen und Nationen, gar fremder Religionen. Insofern wäre eine Verheutigung der Situation des Evangeliums besser beschrieben, wenn z. B. dem Kölner Erzbischof und seiner Entourage auf der Hohe Straße eine arabische Wahabitin oder eine vietnamesische Buddhistin hinterherschreit und um ein Exorzismusegnet fleht. Wie sähe die Reaktion aus?

Dann darf man die Frage stellen, ob die mutige Aktion der kanaänischen Frau (die von einer existenziellen Not, der Erfahrung mit dem Bösen in der eigenen Familie, gequält wird), tatsächlich als Kritik „nach Strich und Faden“ gedeutet werden kann. Die Kritik an Jesus, seinem Verhalten und seiner „menschverachtenden (tatsächlich!)“ Sprechweise liegt doch eher auf unseren Lippen, als auf jenen der Frau. Sie schreit zu Jesus – aber es ist ein Schrei der Not, nicht der Nörgelei. Es ist ein Schrei des Glaubens an die Macht des Sohnes David und ihr intelligentes rhetorisches Aufgreifen der jesuanischen Metapher verrät Witz und Verstand, keine unerträgliche Kritikasterei.

Es liegt nahe, im Evangelium nach besser geeigneten role models Ausschau zu halten. Wer käme in Frage? Zunächst mal keine Fremden, keine Andersgläubigen. Sofort fallen uns die offiziellen Vertreter der Pharisäer und Sadduzäer ein, die immer wieder mit Jesus streiten. Doch ihnen geht es um Grundsätzliches, um die Messianität, um den Anspruch, Sohn Gottes zu sein (Lk 22, 66ff.). Es geht ihnen nicht um Reformen innerhalb des Jüngerkreises. Sie wollen den Gotteslästerer selbst beseitigen und tun dies schließlich auch mit Hilfe des Pilatus. Eine zweite Gruppe, die in Frage kommt, ist die Familie Jesu, seine Eltern und Verwandten. Doch auch sie sind kein gutes Beispiel für unerträgliche Herumnörgelei an innerkirchlichen

Strukturen. Sie halten Jesus schlicht für wahnsinnig, sein Auftreten ist zu peinlich: Sie wollen ihn mit Gewalt stoppen (Mk 3, 21) bzw. hinterhältig in den Tod schicken (Joh 7,1-8). Schließlich bleiben noch die Jünger selbst, und die Apostel. Diejenigen, die Jesus nachfolgen. Und hier landen wir einen ersten Treffer, aber nur teilweise. Nach der Himmelsbrot-Rede in Kafarnaum (Joh 6) murren die Jünger und nehmen Anstoß, viele ziehen sich schließlich zurück. „Sollen sie doch gehen“, sagt unser Bischof, aber er meint eben nicht diejenigen, die uns tatsächlich verlassen, sondern diejenigen, die nörgelnd bleiben.

Fündig werden wir eigentlich nur an einer Stelle: Richtige Nörgelei im bischöflichen Sinne kommt von Judas, der die Verschwendung des kostbaren, echten Nardenöls für die Salbung der Füße Jesu kritisiert (Joh 12,3ff.). „Man sollte das Geld der Kirche lieber den Armen geben!“ ist ja bis heute ein Top-Schlagwort der Kirchenkritiker. Und der Evangelist Johannes zeigt uns auch direkt, wie mit solchen Anwürfen umzugehen ist: „Das sagte er aber nicht, weil er ein Herz für die Armen gehabt hätte, sondern weil er ein Dieb war; er hatte nämlich die Kasse und veruntreute die Einkünfte.“ (Joh 12,6) Echte Nörgelei findet man sonst nicht im Evangelium, da scheinen die Erzählungen des Ersten Testaments eine ergiebiger Quelle zu sein. „Das Volk düstete dort nach Wasser und murrte gegen Mose. Sie sagten: Wozu hast du uns überhaupt aus Ägypten heraufgeführt, um mich und meine Söhne und mein Vieh vor Durst sterben zu lassen? Mose schrie zum HERRN: Was soll ich mit diesem Volk anfangen? Es fehlt nur wenig und sie steinigen mich.“ (Ex 17,3f.) Das Murren, die Nörgelei des Volkes, die Mose schier zum Wahnsinn treibt, zieht sich wie ein roter Faden durch den Bericht über die Wüstenwanderung. Auch als das Land, in dem Milch und Honig fließen, endlich erreicht wird, hört die Jammerei nicht auf. „Das Land, das wir durchwandert und erkundet haben, ist ein Land, das seine Bewohner auffrisst; das ganze Volk, das wir in seiner Mitte gesehen haben, ist von riesigem Wuchs. Sogar die Riesen haben wir dort gesehen - die Anakiter gehören nämlich zu den Riesen. Wir kamen uns selbst klein wie Heuschrecken vor und auch ihnen erschienen wir so.“ (Num 13,32b-33)

Aber zurück zum Apostel Judas. Er ist trotz aller Kritik geblieben, wie es Romano Guardini so schön ausführte, wahrscheinlich zu seinem Unheil. Doch ging es ihm nicht um die Frage, ob auch eine Frau beim Letzten Abendmahl an der Brust des Herrn ruhen sollte, oder ob katholische Eheleute ohne schlechtes Gewissen bestimmte Kontrazeptiva verwenden dürfen. Bei seinem Verrat, das werden wir ihm zubilligen müssen, ging es um Größeres, Wichtigeres. Ganz abgesehen davon, dass kein Apostel vor den unterschiedlichen Formen des Verrats gefeit war. Genau wie wir. Und hier endlich findet sich ein besserer Vergleich. Sind wir nicht – ob konservativ oder progressiv, ob von links oder rechts, von oben oder von unten – genauso beschränkt und in unseren kleinen Möglichkeiten gefangen wie die Jünger des Herrn? Die Apostel haben jedenfalls die meiste Zeit gar nicht richtig verstanden, worum es dem Herrn ging. Sie mussten ständig nachfragen, wie dieses Gleichnis oder jene Aussage Jesu zu verstehen sei. Immer wieder wurden sie zensuriert und mit Redeverbote belegt. Immer wieder haben sie die Mission des Herrn kritisiert: Das darf nicht geschehen! Das soll Gott verhindern! Und der österliche Glaube, der in den Herzen der Frauen so rasche und große Frucht getragen hat, stellte sich bei ihnen nur zögerlich und nach und nach ein. Doch Jesus arbeitet mit diesen Einschränkungen. Es muss nicht alles jetzt und hier geklärt und beantwortet werden. „Was ich tue, verstehst du jetzt noch nicht; doch später wirst du es begreifen.“ (Joh 13,7) So werden wir ehrlicherweise zugestehen müssen, dass der Herr seine Kirche auch auf diejenigen aufgebaut hat, die ihn nicht immer verstehen, die Anstoß nehmen und ihn verraten und die manchmal auch „in unerträglicher Weise an unserer Kirche herumnörgeln“. Sie gehen eben nicht, und das ist auch gut so. Denn wir wissen „um die katholische Kirche und ihre von Gott durch Christus gestiftete Heilsnotwendigkeit“ und harren gemeinsam trotz aller Nörgelei in ihr aus, weil wir gerettet werden wollen (LG 14). Ich finde, Heinz-Josef Fabry hat uns an einen guten und praktischen Weg erinnert: Schaffen wir mehr Gelegenheiten, uns in friedlicher und gelassener Atmosphäre auszutauschen. Gerne bei einem leckeren Stück Erdbeertorte.